

Georg Christoph Tholen

Gespensersprache. Das Unheimliche des Kapitals (2002)

Lacoste (es), was es wolle – so lautete 1980 ein Spruch, dessen Sprachwitz den maßlosen Hunger des sich selbst verwertenden Kapitals umschrieb. Er ironisierte das Vorbild eines Lifestyles, dessen blinder Zynismus wohl die Vorwegnahme der Moral heutiger Global Player war. Doch künstlerische Störungen des Codes der Warenwelt verstummten in den letzten Jahren ebenso wie seriöse Lektüren der *Kritik der politischen Ökonomie*, die doch über den Zusammenhang von Wert und Würde, Geld und Geist, Kapital und Moral, Wesentliches formuliert hat. Verdankt sich der Rückzug der politischen Kritik am Fetischcharakter von Ware, Geld und Kapital, einer Moral, die zu sehr kontaminiert gewesen war mit Utopien einer absoluten Gemeinschaft und letztlich nur dem Terror gedient hat, den ihr vermeintlicher Humanismus „abzuschaffen“ glaubte? Nach dem Ende des Kommunismus scheint das Ende des Marxismus und das der Marx-Lektüren gekommen zu sein. Solche Ignoranz aber, die sich - beispielsweise - in der heilsgeschichtlichen *bonne nouvelle* vom Sieg des Neoliberalismus als „Ende der Geschichte“ (Francis Fukuyama) feiert und zum Wort der Erlösung aufspreizt, verwechselt den Geist der Moral mit dem des Kapitals.

Ein Lektion in Sachen Kapital und Moral kann also nicht schaden, wollen wir den Stellenwert ihrer jeweiligen Verabsolutierung begreifen. Wir haben es bei der Dynamik des Kapitals und der Moral stets mit Wert und Werten zu tun. Nehmen wir - wie Markus Brüderlin in der letzten Kolumne - die

Kunst und den Kunstmarkt zum Ausgangspunkt der Reflexion: Man gesteht der Kunst einen *absoluten* Wert zu, eine Erhabenheit, die als ihre vom Nutzen losgelöste Unermesslichkeit gilt. Der Kunstmarkt will dieser Inkommensurabilität Tribut zu zollen, indem er in seiner eigenen Maßlosigkeit solche Unbezahlbarkeit mit schwindelerregenden Preisen lobpreist. Ästhetische Würde wird zum tauschbaren, *relativen* Wert, das Unschätzbare taxiert. Der Reichtum der Würde, des Glanzes und des Ruhms wird - im weltgeschichtlichen Moment der Kapitalbildung - zum Reichtum des Wachstums, zur Kapitalanlage und zu dem, was als Mehr-Wert zurückkommt. Das Kapital ist dieser absolute Wert, die sinn-freie, nicht-verortbare Wertschöpfung. Koste es, was es wolle. Ein end-loser Prozess, dessen gleichmachende Effekte heute Microsoft und Techno-Sound, weltweit, bezeugen. *Time is out of joint* (Shakespeare, Hamlet, I. Aufzug, 5.Szene). Die Spiele des Finanzmarktes überdrehen bisweilen diesen Kalkül, wie die Börsen-Crashes belegen. Und doch ist die Beziehung zwischen dem Wert der Un austauschbarkeit - der Kunst oder des Menschen - und dem der allgemeinen Austauschbarkeit komplexer. Also zurück zu Marx, zur Gespenstersprache der Warenwelt, zum unheimlichen Gestaltwechsel der Dinge. Die Grammatik der Warensprache ist zunächst die der relativen Wertform: Die klassische Gleichung 20 Ellen Leinwand = 1 Rock besagt, dass der Rock die Äquivalentform der Leinwand darstellt, der Gebrauchwert zur gespenstischen Erscheinungsform seines Gegenteils, des Tauscherts, mutiert. Diese gespenstische Rock-Gleichheit der Leinwand, die ihre allgemeine Austauschbarkeit sodann im Geld als stofflosem Medium der

Konvertibilität findet, ist auch ein universales Versprechen der Ware: die Moral der Gleichheit und allgemeinen Menschlichkeit. Diese wiederum entzieht sich der Sprache des Kapitals und ist doch ihr Doppelgänger.

Kapital und Moral oszillieren unentschieden um einen realen und einen fiktiven Pol. Sie erzeugen Phantasmen, also Trugbilder oder Gespenster, die als *Krise des Geistes* schon Paul Valéry in seiner Hamlet-Lektüre entzifferte. Das Theater ist der immer noch beispielbare Ort der Sichtbarkeit dieser unsichtbaren Gespenster, die stets neu angerufen werden können, gegen die angebliche Evidenz, mit der Dominanz des Kapitals sei die Moral der Gerechtigkeit kein Rätsel mehr. Es gibt ein – unzeitgemäßes – Theaterstück, das hieran erinnert, eine Montage aus Texten von Shakespeare, Marx und Derrida. Unter dem Titel *Théâtre inédit* 1997 im Théâtre des Amandiers in Nanterre uraufgeführt, verdiente das Stück eine Wiederholung in Basel. Ein anderer Hamlet?

Georg Christoph Tholen, Prof. Dr. phil.,
Vorsteher des Instituts für
Medienwissenschaften, Universität Basel
geboren 1948 in Köln, studierte Philosophie,
Soziologie und Psychologie in Bonn, Köln,
Marburg, Hannover, Berlin und Bremen und
war seit 1985 an verschiedenen Universitäten
Mitinitiator einer interdisziplinären Kultur-
und Medienwissenschaft. 1993 kuratierte er
gemeinsam mit Martin Heller am Museum für
Gestaltung, Zürich, die Ausstellung *Zeitreise.
Maschinen-Bilder- Strategien-Rätsel*, 1995 in
Linz, Österreich, die Kunstaussstellung
*Phantasma und Phantome. Gestalten des
Unheimlichen in Kunst und Psychoanalyse*.
Wissenschaftliche Veröffentlichungen u. a. zu
den Themen *Raum und Zeit, Erinnern und
Vergessen, Theorie und Geschichte der
Medien*: siehe Hinweise in der Website des
Instituts für Medienwissenschaften
Mitherausgeber des (im Jahr 2000
erschiedenen) internationalen E-Journals für
Philosophie, Kunst, Medien und Politik
Zäsuren/Césures/Incisions.

*(erschieden in: Basler Theaterzeitung,
Mai 2002)*